

Die Einsamkeits irrsinnige

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

»Als Schauspielerin bin ich ängstlich.«
Von der eindringlichen Kunst
Maria Hofstätters aus Anlass
einer Nebenrolle

Sie spielt die Gefängniswärterin, leitet Sophie Scholl durch einen Gang, öffnet und schließt die Tür zum letzten Abschied. Dahinter warten die Eltern Scholl. Ein Mal noch an einem Tisch sitzen. Einen letzten Satz schreiben. Die Schließerin gibt der zum Tode Verurteilten eine Zigarette und lässt sie einen letzten Augenblick mit ihren Lieben allein. Es ist eine winzige Rolle, nicht mehr als ein Erscheinen, und wenig daran verrät die Kraft Maria Hofstätters. Sie geht nicht hausieren. Schon gar nicht mit der biografischen Pointe ihres Auftritts. Zwei Cousins und ein Onkel ihres Vaters hatten Widerstand gegen die Nazis geleistet. Wie die Geschwister Scholl hatten auch sie aus christlicher Überzeugung gehandelt, auch sie hatten Flugblätter verteilt. Ignaz Schuhmann, der Ältere der Cousins, wurde im Januar 1945 in Wien durch das Fallbeil enthauptet.

Nun also ihre Rolle in »Sophie Scholl - Die letzten Tage«. Interessant sei es gewesen, sagt Maria Hofstätter, auf der anderen, auf der Täterseite zu stehen. Mehr sagt sie nicht. Sie trägt eine dunkle Jacke, eine schwarze Ledertasche und ein kleines, seidenes Tuch um den Hals. Die Ledertasche könnte die eines jungen Mädchens sein, Schulhefte könnten darin sein, erste Zigaretten. Das seidene Tuch um den Hals erinnert eher an das Erscheinungsbild einer älteren Frau. Maria Hofstätter könnte genauso eine Witwe sein. Sie könnte mit dem Bus in die Stadt gefahren sein, um auf dem Amt einen Weg für ihren verstorbenen Mann zu besorgen. Nervös würde sie vor dem Beamten Platz nehmen und mit einer Hand das Halstuch festhalten, so als würde sich dahinter eine kleine, heikle Stelle verbergen. Es wäre eine tragikomische Szene, für die 40-jährige Schauspielerin eine dankbare Aufgabe. In Gegenwart des Beamten ließe sie die Situation mehr und mehr ins Absurde gleiten. Dorthin, wo sich die Gefühle zu verwirren beginnen. Der Ärger mit der Angst, der Zorn und die Traurigkeit. Das ist ihre Kunst.

Maria Hofstätter lacht. Zu keiner Zeit, sagt sie, habe sie einen Drang zur Darstellung gespürt. Und die Kunst, ja, die sei ihr zugestoßen wie ein Unfall. Historikerin wollte sie werden, nie etwas anderes. In Wien saß sie mit einer Freundin in der Bar. Jemand sprach sie an.

Die Einsamkeitsirrsinnige
Frankfurter Rundschau
24. Februar 2005

Seite 1/4

Ob sie nicht in einem Kabarettprogramm mitmachen wolle. Sie war zu betrunken, um nein zu sagen, die Frage des ebenfalls betrunkenen Kabarettschreibers schien ihr ohnehin lächerlich. Nach einigen Wochen rief er an: Was denn nun mit Proben wäre?

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Also probte und spielte sie, fünf Jahre lang, zum Zeitvertreib. Erst am Ende ihres Geschichtsstudiums musste sie eine Entscheidung treffen. Entweder sie würde eine Diplomarbeit über ein Euthanasielager in Oberösterreich schreiben oder mit dem Schauspieler und Kabarettisten Josef Hader arbeiten. Er hatte sie gesehen, auch er war einfach so auf sie zugekommen. Ihr schien das in jeder Hinsicht überraschend. Noch heute wisse sie nicht, woher sie den Mut nahm, auf einer Bühne zu stehen. Und warum glaubte man ihr? Warum nahm man an, sie könne das? »Als Schauspielerin bin ich ängstlich. Wenn jemand schreit, werde ich stumm.« Ein Regisseur muss ihr versprechen, dass sie keine Angst haben braucht, dann traut sie sich was. Eine Schauspielschule besuchte sie nie. Wie gut, sagt Maria Hofstätter, dass sie nach Gastspielen wie am Schauspielhaus Klagenfurt oder an der Berliner Volksbühne immer wieder gehen dürfe. Niemand könne ihr vorschreiben, womit sie sich zufrieden zu geben, wie viel Zeit sie sich zu lassen hat.

Manchmal braucht sie über ein Jahr. Zur Vorbereitung von »Hundstage« traf sie sich mit dem Regisseur Ulrich Seidl jede Woche zum Gespräch im Café. Sie mussten herausfinden, wohin der Film überhaupt führen soll. Auf den Set erschien sie schließlich ganz verwandelt. Sie bettelte um eine Mitfahrgelegenheit wie eine verdurstende um Wasser, redete, sang, war schräg und geistig behindert. Die Laiendarsteller wussten von nichts. Sie dachten an keinen Unterschied, an keine Rolle. Anna war Anna. Im kurzen Kleid stand sie da, mit Handtasche und Lieblingsmusikkassette darin und lieferte denen, die sie mitnahmen, virtuos kindliche Sprachgefechte. Vorbei an Supermärkten, an Autobahnzubringern erreichte die Wahrheitssucherin das kalte Herz einer Kleinbürgersiedlung.

Maria Hofstätter hat für diese Rolle internationale Darstellerpreise gewonnen. Man bot ihr Rollen in Fernsehserien an. Auch Regisseur Michael Haneke hatte sie im Kino gesehen. Er lud sie ein, bei »Wolfszeit« mitzuspielen. Die Presse findet sie »wunderbar« und »großartig« , schreibt: »Mehr davon wäre immer noch zu wenig.« Sie arbeitet wieder mit Ulrich Seidl an einem Film und kümmert sich nebenher statt um feste Engagements lieber um Auftritte in der Provinz.

Sie selbst stammt aus einem Dorf nahe Linz. »Das System«, so nennt sie ihre Heimat. Die katholische Ordnung auf dem Land, das strenge Leben auf dem Bauernhof, das, soweit es ihre Familie betraf, eher dem 19. Jahrhundert als einer näheren Vergangenheit entsprungen schien. Sechs Geschwister waren sie zu Hause. Maria war das einzige Mädchen, die Jüngste. Die Mutter schickte ihre Tochter noch jeden Morgen vor der Schule zur Messe. In der Dorfkirche saß das Mädchen bei drei alten Frauen und fror und langweilte sich. Und büßte für die Sünden, die es nicht begangen hatte. Gelesen hat sie viel, anfangs war ihr gleichgültig, was. Mit 15

Die Einsamkeitsirrsinnige
Frankfurter Rundschau
24. Februar 2005

Seite 2/4

entdeckte sie Kafka. Nicht dass sie ihn genau verstanden oder er ihr gut getan hätte, es war eine Stimme, die weiter half. Der Enge entfliehen, das wollte die Außenseiterin, und hatte vor lauter Alleinsein und Alleinbleiben Angst, wahnsinnig zu werden. »Ungefährlich war das nicht«, sagt Maria Hofstätter. Heute lächelt sie, wenn sie an den Abschied denkt, zu dem sie sich mit 17 Jahren entschloss.

Sie würde studieren, würde in der Stadt leben, in Wien. Eine treue Tochter blieb sie den Eltern auch dann, allein aus Rücksichtnahme. Ihre Kunst hielt sie fern von den Eltern. Jedes Stück schien ihr ungeeignet. Zu laut, zu heftig, zu intensiv, immer hatte es mit Sex zu tun oder mit Religion oder mit Nazis. Es waren »die Lebensthemen«, die eines Thomas Bernhard, das Kleinmachen und Verdrängen. Zu Hause am Küchentisch gab es ein eigenes Lebensthema: Die Vergangenheit. Der Vater wollte reden, glaubte, er habe versagt. Auch er hätte sich opfern müssen wie sein Cousin. Davon sprach der Vater oft, und die Tochter hörte ihm zu. Es war schwierig, Abstand zu finden. Die Eltern waren zu stark, zu gut. Hätte sie die Eltern wenigstens einmal beim Lügen erwischt.

Als der Vater vor zehn Jahren starb, fiel es der Tochter auf: Er hatte sie nie spielen sehen. Sie hat ihre Mutter endlich gefragt, ob sie denn mal eine Vorstellung besuchen möchte. »Wenn ich darf«, war die Antwort. Die Heimlichkeiten haben aufgehört. In »Die Präsidentinnen« von Werner Schwab sah die 80-jährige Bäuerin erstmals ihre Tochter auf der Bühne. Sabbernd, mit unablässig rotierender Zunge spielte sie das Mariedl, das beim Gedanken, einmal wieder ein verstopftes Abort mit bloßen Händen ausräumen zu dürfen, ganz furchtbar in Wallung gerät. Die Mutter hat es verkraftet, saß inzwischen häufig im Parkett. Nur einen Auftritt ihrer Tochter hat sie absichtlich versäumt. Die Leute im Dorf hatten schlecht geredet, hatten Seidls »Hundstage« als Porno diffamiert. Dass sich die Maria dafür hergebe, schämen sollte sie sich. Sie hat die Mutter danach beruhigt, ins Kino traute die Mutter sich trotzdem nicht. Maria Hofstätter fand es sehr schade. Immer sei sie zur Auseinandersetzung bereit. Es gehört zu ihrer Vorstellung von Leben und Kunst. Zu trennen sei das schlecht. »Mit Freunden an Dingen zu arbeiten, die man wichtig findet«, sagt sie, »das ist ein großes Glück.« Zusammen mit Dietmar Nigsch leitet sie das Projekttheater Vorarlberg. Man geht auf Tournee, spielt in Pfarrsälen oder Turnhallen, in Krankenhäusern und Pflegeheimen. »Frauen. Krieg. Lustspiel« von Thomas Brasch gehörte im Sommer ins Repertoire. Ein Zwei-Personen-Stück war das ebenso wie »Weiter leben. Die Geschichte einer Jugend in Auschwitz«. Es sei, sagt sie über ihre Rolle als Ruth Klüger, eine ihrer wichtigsten. »Meinen Namen«, sagt sie, »habe ich aber eher durchs Kino bekommen. Für die Sachen, die eigentlich nebenher passiert sind.« Sie zuckt mit den Schultern als wäre sie bereit, den eigenen Namen zu vergessen.

Sie hält die Fixkosten niedrig, achtet darauf, dass die Miete nicht zu teuer wird. Das ist ihre »Sicherheit«, so kann sie sich »den Luxus« leisten, die »Grundwärme« nämlich, ohne die sie nicht leben mag. Noch heute versteht sie die alten Leute, die vom Land allemal, besser als junge Menschen in der Stadt. Das werde sich wohl auch

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Die Einsamkeitsirrsinnige
Frankfurter Rundschau
24. Februar 2005

Seite 3/4

nicht mehr ändern. »Zum Thema Alter«, sagt die Schauspielerin, das kleine Seidentuch um den Hals, »fällt mir einsam ein.« Auch das ist eine Art von Erbe, »Einsamkeitsirrsinn« nennt sie diese unauslöschliche Neigung. Möglich, dass sie irgendwann etwas Soziales unternimmt. Schauspielerin zu sein, das könne schließlich aufhören, genauso plötzlich wie es angefangen hat. Der Satz erschreckt sie nicht. Nein, sagt eine der interessantesten Bühnen- und Leinwandkünstlerinnen Österreichs, sie denke nicht in diesen Kategorien – »erfolgreich, klein oder groß«.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591